

LYNETTE NONI
PRISON
HEALER



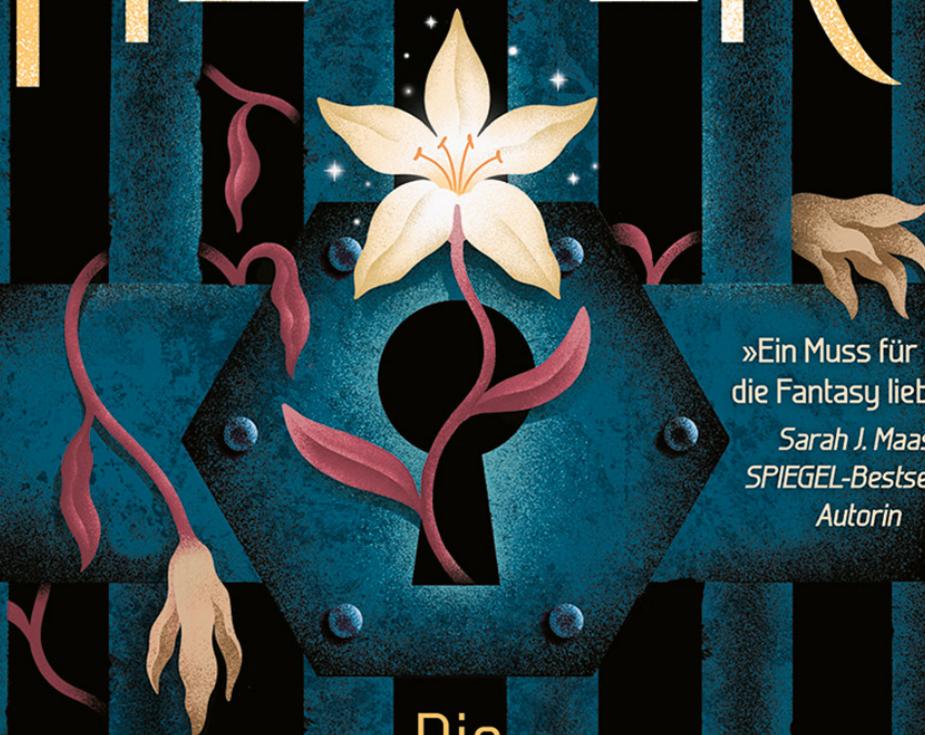
»Ein Muss für alle,
die Fantasy lieben!«

*Sarah J. Maas,
SPIEGEL-Bestseller-
Autorin*

Die
Schattenheilerin

 Loewe

LYNETTE NONI
PRISON
HEALER

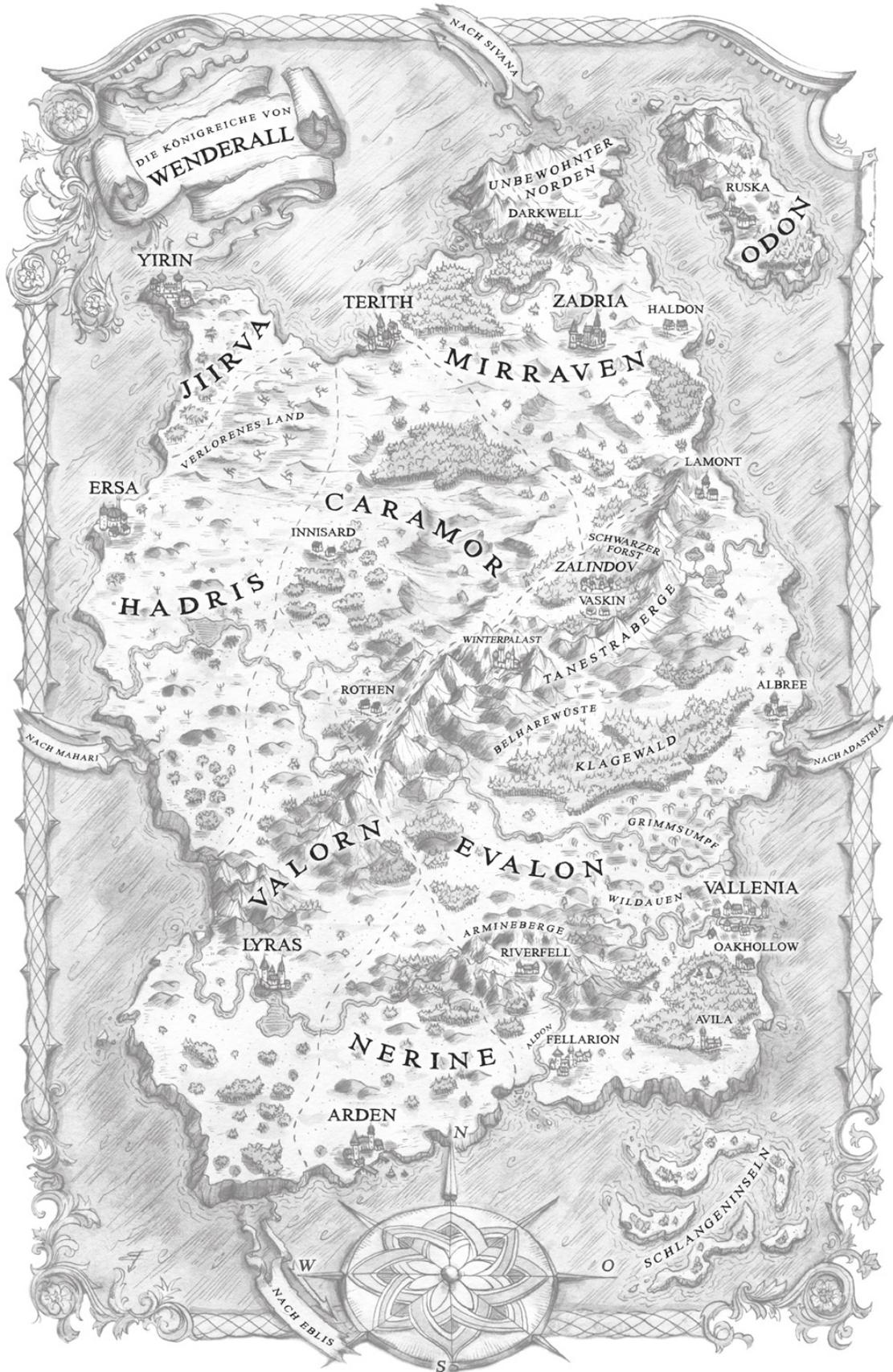


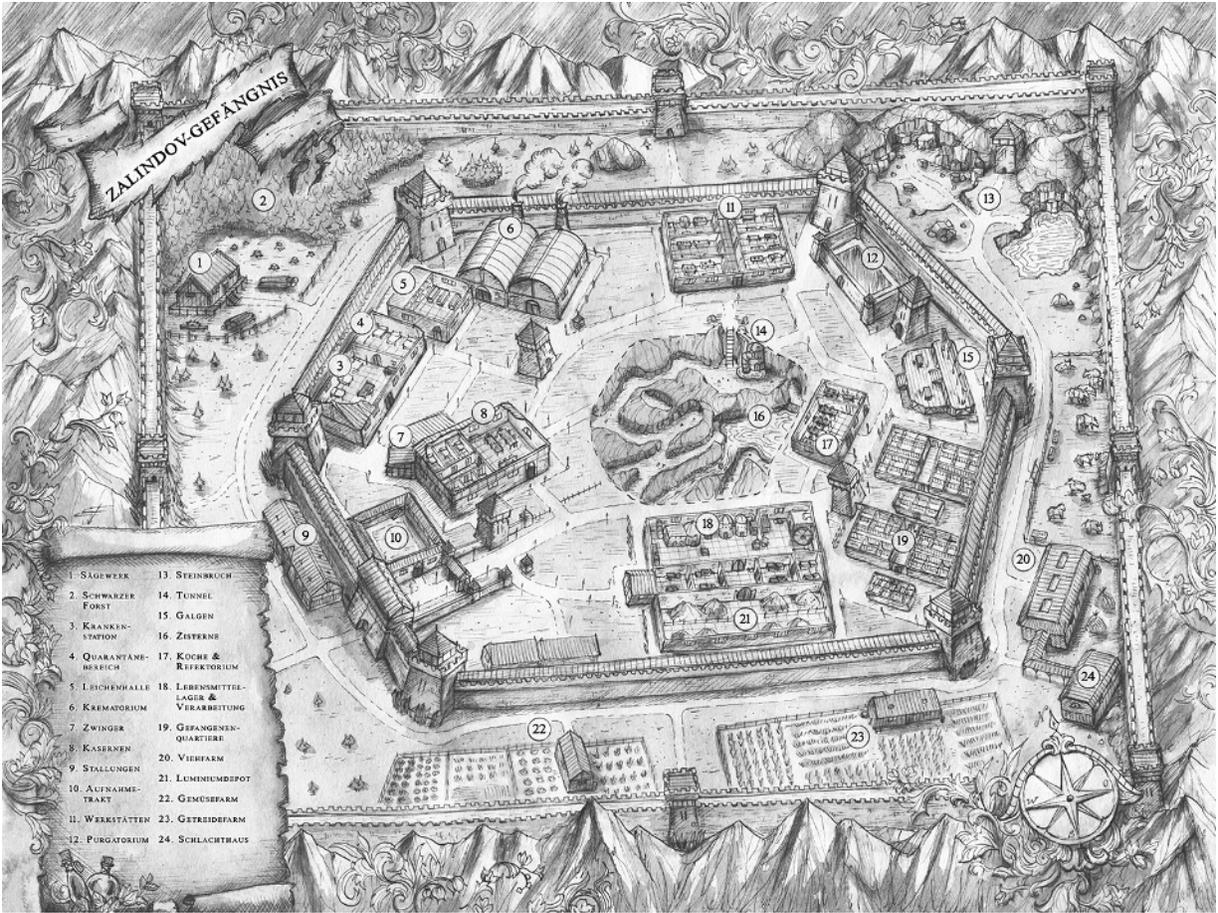
»Ein Muss für alle,
die Fantasy lieben!«

*Sarah J. Maas,
SPIEGEL-Bestseller-
Autorin*

Die
Schattenheilerin

 Loewe





ZALINDOY-GEFÄNGNIS

- | | |
|-----------------------|---------------------------------------|
| 1. SÄGLEER | 13. STEINBRUCH |
| 2. SCHWARZER FORST | 14. TUNNEL |
| 3. KRANKENSTADION | 15. GALDEN |
| 4. QUARANTANENBEREICH | 16. ZISTERNE |
| 5. LEICHENHALLE | 17. KÜCHE & REZEKTORIUM |
| 6. KREMATORIUM | 18. LEBENSMITTEL-LAGER & VERARBEITUNG |
| 7. ZWINGER | 19. GEFANGENEN-QUARTIERE |
| 8. KASERNEN | 20. VIEHFARM |
| 9. STALLUNGEN | 21. LEINWANDFABRIK |
| 10. AUFNAHME-TRAKT | 22. GEMÜSEFARM |
| 11. WERKSTÄTTEN | 23. GETREIDEFARM |
| 12. PURGATORIUM | 24. SCHLACHTHAUS |

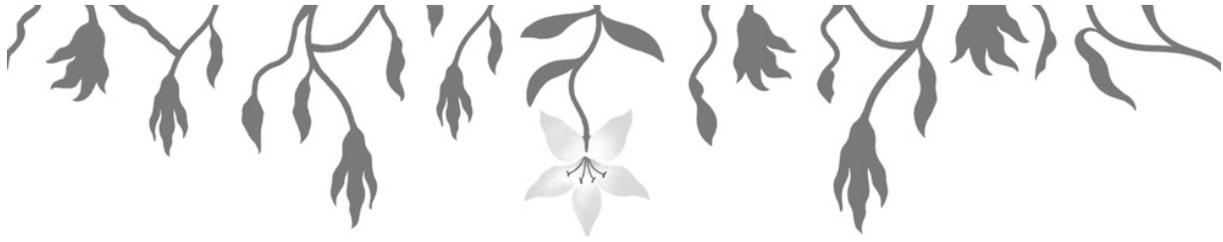
LYNETTE NONI
PRISON
HEALER

Die
Schattenheilerin

Band 1

Aus dem Englischen übersetzt von
Sandra Knuffinke und Jessika Komina





Inhalt

Prolog

Zehn Jahre später

Kapitel eins

Kapitel zwei

Kapitel drei

Kapitel vier

Kapitel fünf

Kapitel sechs

Kapitel sieben

Kapitel acht

Kapitel neun

Kapitel zehn

Kapitel elf

Kapitel zwölf

Kapitel dreizehn

Kapitel vierzehn

Kapitel fünfzehn

Kapitel sechzehn

Kapitel siebzehn

Kapitel achtzehn

Kapitel neunzehn

Kapitel zwanzig

Kapitel einundzwanzig

Kapitel zweiundzwanzig

Kapitel dreiundzwanzig

Kapitel vierundzwanzig

Kapitel fünfundzwanzig

Kapitel sechsundzwanzig

Kapitel siebenundzwanzig

Kapitel achtundzwanzig

Kapitel neunundzwanzig

Kapitel dreißig

Kapitel einunddreißig

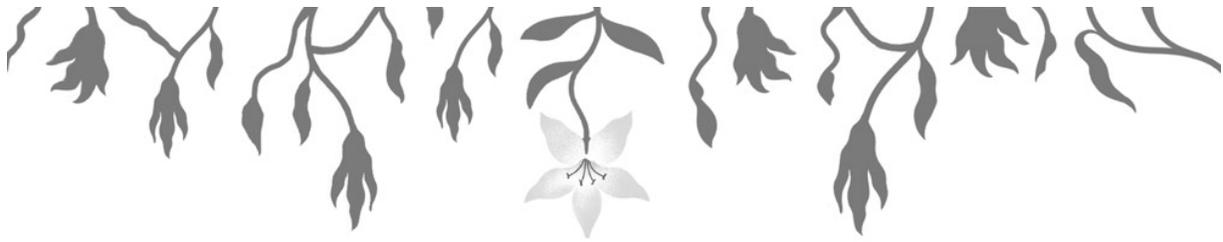
Kapitel zweiunddreißig

Kapitel dreiunddreißig

Danksagung

Für Sarah J. Maas –

Danke, dass du so großzügig mit deiner Freundschaft, deiner Unterstützung und deinem Zuspruch bist. Aber hauptsächlich: Danke, dass du an mich geglaubt hast, sogar – und ganz besonders – dann, als ich es selbst nicht konnte.



PROLOG

Der Tod kam mit der Dämmerung.

Das Mädchen pflückte mit seinem kleinen Bruder Jerribeeren in der Nähe des winterlichen Flussufers, während ihr Vater direkt am eisigen Wasser kauerte, um seinen Vorrat an Aloekraut aufzustocken. Die kühlende Paste daraus würden sie später gut gebrauchen können, so zerkratzt wie ihre Hände von den Dornen waren. Das Mädchen spürte den Schmerz jedoch kaum, sondern träumte bereits vom Essen. Denn seine Mutter machte die beste Jerribeermarmelade in ganz Wenderall. Da die silbernen Beeren am süßesten schmeckten, wenn man sie genau in den Stunden des Mondaufgangs erntete, würde das Ergebnis diesmal sogar besonders köstlich werden. Jetzt musste das Mädchen nur noch seinen Bruder davon abhalten, sich einen Großteil der Beeren direkt in den Mund zu stopfen.

Der Korb war kaum zur Hälfte gefüllt, als der erste Schrei die stille Abendluft durchschnitt.

Die Kinder erstarrten – der Mund des Jungen war silbrig verschmiert, die Stirn des Mädchens besorgt gerunzelt. Mit ihren smaragdgrünen Augen sah die Tochter zu ihrem Vater hinüber, der noch immer am eisigen Fluss stand. Statt auf das moosartige Bündel Aloekraut, das er in den Händen hielt, war sein Blick auf das kleine Haus oben auf dem Hügel gerichtet. Er erbleichte.

»Papa, was –«

»Still, Kerrin«, brachte der Mann seinen Sohn zum Schweigen. Er ließ die Heilpflanzen fallen und eilte zu seinen Kindern. »Das waren bestimmt

bloß Zuleeka und Torell, die wieder mal wild miteinander spielen. Trotzdem sollten wir lieber nachschauen, ob sie –«

Was auch immer er über die älteren Geschwister der beiden hatte sagen wollen, ging in einem weiteren Schrei unter. Ein Krachen folgte, das bis zum Fluss herunterhallte.

»Papa –«, setzte diesmal die Tochter an. Gleich darauf fuhr sie aber zusammen, als der Vater ihr den Korb so jäh entriss, dass die Beeren in alle Richtungen flogen. Fest umklammerte er ihre Hand. Das Mädchen schaffte es nicht, seinen Satz zu vollenden, da in diesem Moment die Mutter eine schrille Warnung zu ihnen herunterrief.

»Flieht, Faran! *Flieht!*«

Der Griff des Vaters wurde schmerzhaft. Doch dem Mann blieb keine Zeit, den Worten seiner Frau Folge zu leisten. Soldaten strömten aus dem kleinen Bauernhaus, die Schwerter erhoben. Selbst im Halbdunkel blitzten ihre Rüstungen.

Es waren mindestens ein Dutzend.

So viele.

Zu viele.

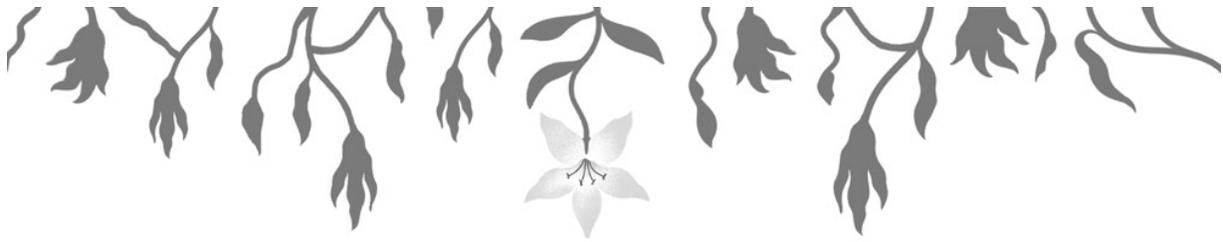
Zwischen den dornigen Ranken hindurch ergriff das Mädchen die Hand seines Bruders, dessen vom Jerribeersaft verklebte Finger zitterten. Es gab kein Entkommen. Der eiskalte Fluss in ihrem Rücken war zu tief, die Strömung zu stark, als dass sie ihn hätten queren können.

»Alles wird gut«, sagte ihr Vater mit rauer Stimme, während die Soldaten näher kamen. »Es wird alles gut werden.«

Sie saßen in der Falle.



ZEHN JAHRE SPÄTER



KAPITEL EINS

Kiva Meridan beugte sich über den Jungen, der vor ihr am Behandlungstisch festgurtet war, und flüsterte: »Tief durchatmen.«

Bevor er auch nur blinzeln konnte, packte sie seinen Arm und drückte die weiß glühende Schneide ihres Messers in seinen Handrücken. Der Junge schrie und wand sich unter ihrem Griff – das taten sie alle. Doch sie hielt ihn bloß noch fester, während sie drei Linien in seine Haut ritzte. Zusammen bildeten sie ein »Z«.

Ein einziger Buchstabe, der ihn als Gefangenen von Zalindov brandmarkte.

Die Wunde würde verheilen, aber die Narbe war für die Ewigkeit.

Kiva arbeitete schnell und präzise und ließ den Jungen nicht eher los, bis der letzte Schnitt gesetzt war. Sie widerstand dem Drang, ihn zu trösten, zu behaupten, nun habe er das Schlimmste überstanden. Er mochte noch jung sein, doch er war alt genug, um eine solche Lüge zu durchschauen. Ab sofort war er das Eigentum Zalindovs und der Metallreif an seinem Handgelenk kennzeichnete ihn als Insassen H67L129. Seine Zukunft hielt nichts Gutes für ihn bereit. Kiva würde ihm keinen Gefallen tun, wenn sie ihm jetzt etwas vormachte.

Nachdem sie Ballicoharz auf die blutende Wunde gestrichen hatte, um Entzündungen vorzubeugen, bestäubte sie die Stelle mit schmerzstillendem Pfefferwurzelpulver. Dann verband sie die Hand des Jungen mit einem Stück Leinen. Leise wies sie ihn an, die Wunde in den nächsten drei Tagen

trocken und sauber zu halten. Dabei wusste sie genau, dass das unmöglich wäre, falls er zur Arbeit in die Tunnel, auf eine der Farmen oder in den Steinbruch geschickt werden sollte.

»Halt still, ich bin gleich fertig«, ermahnte sie ihn und tauschte ihr Messer gegen eine Schere. Die Klingen waren ein wenig rostig, aber noch immer so scharf, dass sie Stahl hätten zerschneiden können.

Die Pupillen des Jungen weiteten sich vor Angst; er war bleich und zitterte.

Kiva hütete sich weiterhin, ihm Mut zuzusprechen. Nicht solange in der Tür zur Krankenstation eine bewaffnete Aufseherin stand und sie nicht aus den Augen ließ. Für gewöhnlich genoss Kiva ein relativ hohes Maß an Freiheit und konnte arbeiten, ohne permanent den kalten, wachsamen Blick eines Aufsehers im Nacken zu spüren, doch seit dem Aufstand in der vergangenen Woche war die Atmosphäre angespannt. Ausnahmslos jeder stand unter Beobachtung. Sogar Kiva, die als Getreue des Vorstehers galt – und damit unter ihren Mitgefangenen als Verräterin. Als Informantin. Spionin.

Niemand verachtete Kiva mehr dafür als sie sich selbst, dennoch hatte sie ihre Entscheidung nie bereut.

Ohne auf das Wimmern des Jungen einzugehen, trat sie nun hinter ihn und begann, ihm energisch das Haar zu kürzen. Sie dachte an ihre eigene Ankunft im Gefängnis vor mittlerweile zehn Jahren. Daran, wie entwürdigend es gewesen war, als man sie entkleidet, gewaschen und geschoren hatte. Als sie damals die Krankenstation wieder verlassen hatte, kahlköpfig und mit wund gescheuerter Haut, hatte sie nichts mehr besessen außer der kratzigen grauen Sträflingsuniform, die sie am Körper trug. Trotz allem, was Kiva seither in Zalindov hatte erleiden müssen, waren diese ersten Stunden die schlimmsten gewesen. Allein bei der Erinnerung daran flammte der Schmerz in ihrer eigenen Narbe wieder auf. Unwillkürlich sah sie auf ihr Handgelenk hinab. N18K442 war in ihren Metallreif

eingraviert – ihre eigene Identifikationsnummer, die sie niemals vergessen ließ, dass sie nichts und niemand war. Dass ein falsches Wort, eine falsche Tat, ja sogar ein falscher Blick auf die falsche Person im falschen Moment ihren Tod bedeuten konnte.

Zalindov kannte keine Gnade, nicht einmal für Unschuldige.

Erst recht nicht für Unschuldige.

Kiva war gerade sieben Jahre alt gewesen, als sie hierhergebracht worden war. Aber selbst ihr junges Alter hatte sie nicht vor den Grausamkeiten des Gefängnislebens bewahren können. Ihr war klar, dass ihre Atemzüge gezählt waren. Niemand überlebte Zalindov. Es war lediglich eine Frage der Zeit, bis sie all jenen folgen würde, die schon vor ihr gegangen waren.

Natürlich wusste Kiva, dass sie sich im Vergleich zu vielen anderen glücklich schätzen konnte. Insassen, denen die wirklich harte Arbeit zugeteilt wurde, hielten selten mehr als sechs Monate durch, höchstens ein Jahr. Kiva dagegen war jede allzu kräftezehrende Schinderei erspart geblieben. Direkt nach ihrer Ankunft hatte sie einige Wochen lang im Aufnahmetrakt alles an Kleidern und sonstigem Hab und Gut sortieren müssen, das die Aufseher den Neuankömmlingen abnahmen. Später, infolge einer Krankheitswelle, die Hunderte von Leben gefordert hatte, war eine Position in den Werkstätten frei geworden. Dort hatte sich Kiva fortan ums Waschen und Flickern der Wächteruniformen gekümmert. Ihre Finger waren damals wund und blutig von der ätzenden Seifenlauge und den Nadeln gewesen, dennoch hatte sie vergleichsweise wenig Grund zur Klage gehabt.

Jeden Tag aufs Neue hatte sie sich davor gefürchtet, zum Schuften auf die Felder geschickt zu werden. Doch der Befehl war nie gekommen. Stattdessen war sie auf die Krankenstation versetzt worden, nachdem sie einem Wächter geraten hatte, seine Blutvergiftung mit einem Umschlag zu kurieren. Diese Methode hatte sie ihren Vater etliche Male anwenden sehen. Knapp zwei Jahre später war der einzige andere Häftling, der auf der Krankenstation gearbeitet hatte, hingerichtet worden, weil er ein paar

verzweifelte Mitgefangene heimlich mit Engelsstaub versorgt hatte. Daraufhin war sein Posten als Heiler der damals zwölfjährigen Kiva zugefallen. Und damit auch die Aufgabe, den Neulingen das Zalindov-Symbol in die Haut zu ritzen – eine Pflicht, die ihr bis heute aus tiefstem Herzen verhasst war. Aber Kiva wusste: Wenn sie sich weigerte, würde sie damit niemandem einen Gefallen tun, weder sich selbst noch den neuen Gefangenen. Diese Lektion hatte sie früh lernen müssen und die Narben auf ihrem Rücken erinnerten sie täglich daran. Vermutlich wäre sie damals einfach zu Tode gepeitscht worden, wenn es jemanden gegeben hätte, der sie als Heilerin hätte ersetzen können. Heute jedoch gab es andere, die ihre Aufgabe erfüllen konnten.

Sie war entbehrlich, so wie jeder hier.

Das verbliebene Haar des Jungen stand struppig zu Berge, als Kiva schließlich die Schere beiseitelegte und nach dem Rasiermesser griff. Bei manchen Neulingen reichte es, wenn sie lediglich ein paar verfilzte Strähnen herausschnitt. Andere wiederum waren derart verlaust, dass ihr gar nichts anderes übrig blieb, als alles kahl zu scheren, um zu verhindern, dass die kleinen Biester sich im gesamten Gefängnis ausbreiteten.

»Keine Sorge, die wachsen ganz schnell nach«, raunte Kiva dem Jungen zu und musste daran denken, wie ihr selbst an ihrem ersten Tag in Zalindov das nachtschwarze Haar abrasiert worden war. Heute fiel es ihr wieder lang über den Rücken.

Trotz ihrer aufmunternden Worte hörte der Junge nicht auf zu zittern, sodass sie noch gründlicher achtgeben musste, ihn nicht aus Versehen mit dem Rasiermesser zu verletzen.

Am liebsten hätte Kiva ihm erzählt, was ihn erwartete, sobald er die Krankenstation verlassen würde. Aber selbst ohne die streng dreinschauende Wärterin an der Tür hätte sie gewusst, dass ihr das nicht zustand. Neue Insassen bekamen für die ersten Tage einen Partner zugeteilt, der sie mit dem Leben in Zalindov vertraut machte. Dieser warnte sie vor

Gefahren und unterwies sie ganz allgemein darin, wie man an einem Ort wie diesem überlebte – sofern sie Letzteres denn wünschten. Es gab nämlich immer wieder Neulinge, die sich bereits nach dem Tod sehnten, ehe sie auch nur einen Fuß durch das eiserne Eingangstor in die seelenlosen Kalksteinmauern gesetzt hatten.

Kiva konnte nur hoffen, dass diesem Jungen noch ein wenig Kampfgeist geblieben war. Denn den würde er in der nächsten Zeit dringend brauchen.

»Na bitte.« Sie ließ das Rasiermesser sinken und trat wieder nach vorn, um ihrem Schützling ins Gesicht zu sehen. Ohne sein Haar wirkte er mit seinen riesigen Augen, hohlen Wangen und abstehenden Ohren jünger als zuvor. »War doch halb so wild, oder?«

Er starrte sie an, als hätte sie ihm gedroht, ihm die Kehle aufzuschlitzen. Diesen Blick kannte sie schon, besonders von Neulingen, die nicht wussten, dass Kiva eine von ihnen war. Dass sie genauso der Willkür Zalindovs ausgeliefert war wie sie. Wenn der Junge lange genug durchhielt, würde sein Weg ihn sicher bald wieder zu ihr führen. Und dann würde er die Wahrheit herausfinden: dass sie auf seiner Seite stand und hier war, um ihm zu helfen. So wie all den anderen.

»Fertig?«, rief die Aufseherin von der Tür her.

Unwillkürlich schloss Kiva die Hand fester um das Messer, bevor sie sich zwang, ihren Griff wieder zu lockern. Sie durfte nicht riskieren, dass die Wärterin aufrührerische Tendenzen in ihr witterte.

Passivität und Unterwürfigkeit, das waren die Pfeiler ihrer Überlebensstrategie.

Viele der anderen Gefangenen belächelten sie deswegen, besonders wenn sie noch nie ihre Dienste benötigt hatten. »Zalindovs Hure« nannten sie einige. »Da kommt die eiskalte Schlitzerin«, zischten andere, wenn sie an ihnen vorbeiging. Am schlimmsten aber war der Name »Todesprinzessin«. Allerdings konnte Kiva es den anderen kaum zum Vorwurf machen, dass sie ein derart schlechtes Bild von ihr hatten. Vermutlich hasste sie die

Bezeichnung genau deshalb so sehr. Denn die Wahrheit war: Viele der Gefangenen, die auf der Krankenstation landeten, verließen sie nicht wieder lebendig – was ganz allein ihre Schuld war.

»Heilerin!«, rief die Wärterin in deutlich ungeduldigerem Ton. »Bist du fertig?«

Kiva nickte knapp, woraufhin die Frau ihren Posten an der Tür verließ und auf sie zukam.

Weibliche Aufseherinnen waren in Zalindov eher die Ausnahme. Auf zwanzig Männer kam nur ungefähr eine Frau und meistens blieben sie nicht lange. Diese Wärterin schien neu zu sein; Kiva hatte sie vor ein paar Tagen zum ersten Mal gesehen. Ihr Gesicht wirkte jung und ihre kühlen, wachsamem Augen hatten die Farbe von Bernstein. Ihre Haut war vielleicht zwei Nuancen heller als das tiefste Schwarz. Dies ließ darauf schließen, dass sie aus Jirva oder Hadris stammte, beides Königreiche, die für ihre fähigen Krieger bekannt waren. Das Haar der Wärterin war raspelkurz geschoren und von einem ihrer Ohrläppchen baumelte ein Jadeohrring in Form eines Reißzahns. Ziemlich gewagt; jemand hätte ihr das Schmuckstück mit Leichtigkeit herausreißen können. Andererseits strahlte die Aufseherin eine unerschütterliche Selbstsicherheit aus – nicht zuletzt dank der drahtigen Muskeln, die sich unter ihrer Uniform aus knielanger Jacke, schmal geschnittener Hose, Handschuhen und Stiefeln abzeichneten. Daher würden es wohl nicht viele Insassen riskieren, die Wärterin gegen sich aufzubringen. Und jeder, der es dennoch versuchte, befände sich vermutlich kurz darauf auf dem Weg in die Leichenhalle.

Kiva schluckte. Als die Wärterin näher kam, wich Kiva einen Schritt zurück und drückte dem Jungen ermutigend die Schulter. Dieser fuhr jedoch so heftig unter der Berührung zusammen, dass sie die Geste sofort bereute.

»Ich muss bloß noch das hier zum Sortieren in den Aufnahmetrakt bringen.« Kiva zeigte auf den Stapel Kleider, die der Junge getragen hatte, bevor ihm die graue Häftlingskluft ausgehändigt worden war.

Jetzt nickte die Aufseherin, ehe sie ihren Bernsteinblick wieder auf den Jungen richtete. »Komm mit«, befahl sie ihm.

Der Geruch seiner Angst erfüllte die Luft, während er sich mit wackligen Knien erhob und der Frau nach draußen folgte, seine verletzte Hand gegen die Brust gedrückt.

Er drehte sich kein einziges Mal mehr um.

Das taten sie nie.

Kiva wartete, bis sie sich sicher war, allein zu sein, und machte sich dann mit raschen, geübten Bewegungen ans Werk. Trotzdem spähte sie immer wieder nervös Richtung Tür. Denn sollte sie erwischt werden, würde das ihren Tod bedeuten, dessen war sie sich nur zu bewusst. Schließlich war sie nicht der einzige Spitzel des Vorstehers. Dieser mochte Kiva bislang zwar Wohlwollen entgegengebracht haben, aber das würde sie nicht vor Strafe schützen – oder gar einer Hinrichtung.

Als sie die Kleider des Jungen durchsuchte, rümpfte sie die Nase über deren Geruch, der von langen Reisen und mangelnder Hygiene zeugte. Stellenweise fühlte sich der Stoff klamm an und Kiva versuchte, sich nicht auszumalen, was an Schimmel und sonstigem Schmutz darin lauerte. Sie suchte nach etwas. Suchte, suchte, suchte.

Sie ließ die Hosenbeine durch ihre Finger gleiten, fand nichts und wandte sich als Nächstes dem Hemd des Jungen zu. Das Leinen war fadenscheinig, an einigen Stellen gerissen, an anderen geflickt. Kiva untersuchte jede Naht, doch noch immer war nichts zu entdecken. Langsam verlor sie die Hoffnung. Dann aber griff sie nach seinen ausgetretenen Stiefeln und – da! In einem Riss im Innenfutter des linken Stiefels steckte ein kleines zusammengefaltetes Stück Papier.

Mit zitternden Fingern klappte Kiva es auseinander und las die codierten Zeilen.

≡> ~≡MΩ □::> ~□Ω.
>>≡#>> ~Ω >>≡>>≡::.
#>> #≡>>人≡:: Δ||ΩΩ≡::.

Kiva stieß den Atem aus und ihre Schultern sackten vor Erleichterung nach unten, als sie die Nachricht im Stillen übersetzte: *Es geht uns gut. Bleib am Leben. Wir werden kommen.*

Fast drei Monate waren vergangen, seit Kiva das letzte Mal von ihrer Familie gehört hatte. Drei Monate, in denen sie die Kleider jedes ahnungslosen Neulings durchsucht hatte, in der Hoffnung auf Informationen aus der Außenwelt. Wenn Raz, der Stallmeister, nicht wäre, hätte sie nicht einmal diese bescheidene Möglichkeit gehabt, mit den Menschen, die sie liebte, in Kontakt zu bleiben. Raz setzte sein Leben aufs Spiel, indem er die geheimen Botschaften ins Innere der Zalindov-Mauern schmuggelte. Obwohl sie nur selten kamen und stets kurz waren, bedeuteten sie Kiva mehr als alles andere auf der Welt.

Es geht uns gut. Bleib am Leben. Wir werden kommen.

Zehn Worte, die ihr innerhalb der letzten zehn Jahre immer wieder zugespielt worden waren, meistens dann, wenn sie sie am dringendsten gebraucht hatte.

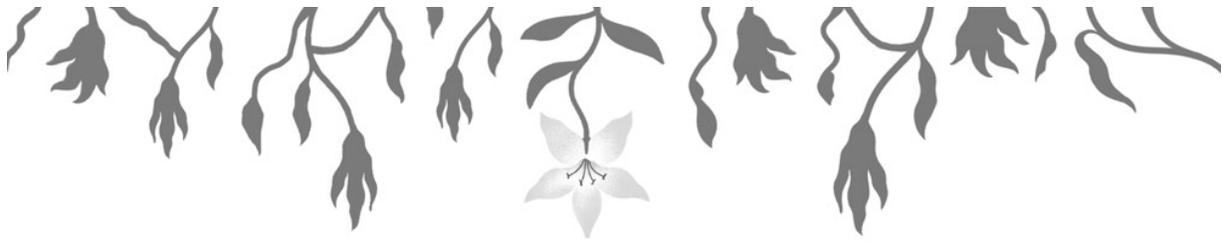
Es geht uns gut. Bleib am Leben. Wir werden kommen.

Der Mittelteil war leichter gesagt als getan, doch Kiva bemühte sich nach Kräften. Sie war sich sicher, dass ihre Familie eines Tages ihr Versprechen wahr machen und sie befreien würde. Ganz gleich, wie oft sie es schon gelesen hatte, ganz gleich, wie lange sie schon wartete, sie klammerte sich mit aller Kraft an diese Worte. *Wir werden kommen. Wir werden kommen. Wir werden kommen,* wiederholte sie unaufhörlich im Geiste.

Irgendwann würde sie wieder bei ihrer Familie sein. Irgendwann würde sie Zalindov entfliehen, würde frei sein.

Seit zehn Jahren wartete sie auf diesen Tag.

Doch mit jeder Woche, die verging, schwand ihre Hoffnung ein wenig mehr.



KAPITEL ZWEI

Er kam nach Zalindov wie so viele andere: blutverschmiert und totenbleich.

Seit der letzten Neuaufnahme war ein Monat vergangen. Ein Monat, seit Kiva zum letzten Mal jemandem ein »Z« ins Fleisch hatte ritzen müssen. In dieser Zeit hatte sie die üblichen Verletzungen versorgt und sich um ein paar Fälle von Tunnelfieber gekümmert, die allesamt unter Quarantäne gestellt worden waren. Viele ihrer Patienten sehnten den Tod herbei – und einigen wurde ihr Wunsch erfüllt. Aber Kiva wusste, dass die meisten bald wieder auf den Beinen sein würden, sobald das Fieber sank. Abgesehen davon hatte sie nicht allzu viel zu tun gehabt.

Heute jedoch ...

Drei Neulinge.

Alle männlich.

Und alle, so hieß es zumindest, aus Vallenia – der Hauptstadt von Evalon, dem größten Königreich von ganz Wenderall.

Es kam nicht oft vor, dass in den Wintermonaten ein Gefangenentransport heranrollte, erst recht nicht aus so südlich gelegenen Ländern wie Evalon. Für gewöhnlich wurden die Häftlinge dort bis zum Frühjahr in örtlichen Verliesen und Kerkern festgehalten, damit nicht allzu viele von ihnen auf der wochenlangen Reise starben. Manchmal überlebten nicht einmal die Wachen den Weg durch die Belharewüste oder über die Tanestraberge. Vor allem dann nicht, wenn unerwartet das Wetter umschlug und heftige Schneestürme die Gebirgspässe heimsuchten. Noch dazu

mussten diejenigen, die von Vallenia aus aufbrachen, die Wildauen und den Grimmsumpf durchqueren, bevor ihr Weg sie durch die Tiefen des Klagewalds führte – was schon unter besten Voraussetzungen und ohne die Grausamkeiten der Geleitwachen ein beschwerliches Unterfangen war.

Winter, Sommer, Frühling oder Herbst; es spielte keine Rolle, wann oder woher die Gefangenen kamen: Die Reise war stets gefährlich. Zalindov lag weit nördlich von Evalon, kurz vor der Grenze zu Mirraven und Caramor. Es war von keinem der acht Königreiche Wenderalls aus leicht zu erreichen. Dennoch wurden unliebsame Bürger aus jeder Ecke des Kontinents hierhergekartt. Niemand scherte sich darum, ob sie die Reise überlebten.

Auch zwei der Männer, die man heute durchs Haupttor und auf direktem Weg zu Kiva in die Krankenstation gebracht hatte, waren bereits ins Schattenreich übergetreten. Kalt und steif lagen sie vor ihr. Zwar nahm Kiva keinen Verwesungsgeruch wahr, weshalb ihr Ableben noch nicht lange her sein konnte, aber das änderte nichts an den Tatsachen. Sie waren tot – und nichts würde sie wieder zurückbringen.

Der dritte dagegen ... Sein Herzschlag, so schwach er auch sein mochte, war eine willkommene Überraschung.

Doch angesichts seiner Verfassung fürchtete Kiva, dass auch er die nächste Stunde nicht überleben würde.

Bemüht, sich nicht allzu sehr von den beiden Leichen auf ihren Metallbahnen aus dem Konzept bringen zu lassen, beugte sie sich über den dritten Mann und überlegte, wie sie vorgehen sollte. Zunächst einmal musste er gewaschen werden. Nicht nur, weil er schmutzig war, sondern auch, weil sie unmöglich einschätzen konnte, wie viel von dem Blut, mit dem er verschmiert war, von ihm selbst stammte. Möglicherweise hatte er Wunden, die versorgt werden mussten.

Kiva lockerte ihre verspannten Schultern und schob sich die Ärmel bis zu den Ellenbogen hoch. Als der raue Stoff über ihren noch nicht ganz verheilten rechten Unterarm kratzte, verzog sie das Gesicht. Schnell

verdrängte sie die Erinnerung an das, was die Wachen ihr drei Nächte zuvor angetan hatten. An das, was geschehen wäre, wenn nicht zufällig die neue Aufseherin – die mit den Bernsteinaugen – aufgetaucht wäre.

Warum genau die Frau eingeschritten war und ihre Kollegen gewarnt hatte, nicht den Unmut des Vorstehers auf sich zu ziehen, war Kiva noch immer ein Rätsel. Schließlich waren die Männer nicht dumm. Sie wussten selbst, dass der Vorsteher, der Zalindov mit eiserner Faust regierte, es nicht guthieß, wenn seine Untergebenen ihre Macht missbrauchten. Allerdings hielt sie dieses Wissen selten davon ab, es trotzdem zu tun. Sie achteten lediglich darauf, nicht erwischt zu werden.

Die neue Wärterin dagegen hatte sich offenbar jenen letzten Funken Anstand – *Menschlichkeit* – bewahrt, der bei den meisten bereits nach den ersten Wochen verlosch und einer feindseligen Verbitterung wich. Anders konnte sich Kiva ihr Eingreifen nicht erklären. Obwohl sie der Frau dafür dankbar war, hatte sie nun das Gefühl, in ihrer Schuld zu stehen. Und das war in Zalindov niemals ratsam.

All diese Gedanken versuchte Kiva niederzukämpfen, während sie einen Holzeimer mit frischem Wasser füllte. Behutsam und systematisch begann sie, den Neuling zu waschen und nach und nach aus seinen zerrissenen Kleidern zu schälen.

Denk immer dran, Mäuschen: Kein Mensch gleicht dem anderen und wir alle sind auf unsere Weise schön. Der menschliche Körper ist ein Meisterwerk, das unseren bedingungslosen Respekt verdient. Jederzeit.

Kiva sog scharf die Luft ein, als in ihrem Kopf die Stimme ihres Vaters ertönte. Es war lange her, dass sie von Erinnerungen an ihre Kindheit eingeholt worden war. Es war lange her, dass sie den Kosenamen »Mäuschen« gehört hatte – einen Namen, den sie bekommen hatte, weil sie als kleines Mädchen oft ein Quieken ausgestoßen hatte, wenn sie erschrak. Und ebenso lange war es her, dass ihr Tränen in die Augen gestiegen waren.

Halt, befahl sie sich im Stillen. *Nicht weiter darüber nachdenken.*

Sie holte tief Luft und genehmigte sich drei Sekunden, um sich zu sammeln, bevor sie sich wieder entschlossen an die Arbeit machte. Dennoch zog sich ihr Herz zusammen, als ihr unwillkürlich die Tage in den Sinn kamen, an denen sie ihrem Vater in seiner bescheidenen Praxis mit den Dorfbewohnern geholfen hatte. Die Menschen waren mit all ihren gesundheitlichen Beschwerden zu ihm gekommen. Von klein auf war Kiva ihrem Vater kaum von der Seite gewichen, hatte Wasser geholt, Leinen in Verbandsstreifen gerissen und, sobald sie alt genug gewesen war, um sich nicht daran zu verletzen, sogar seine Skalpelle sterilisiert. Sie war die Einzige unter ihren Geschwistern, die seine Leidenschaft für die Heilkunst teilte, die Einzige, für die es nichts Schöneres gab, als Schmerz und Qual zu lindern.

Und jetzt war sie hier, kurz davor, einem weiteren Mann eine sinnlose Verletzung zuzufügen.

Ihr Oberschenkel juckte. Sie ignorierte es.

Mit zusammengebissenen Zähnen verdrängte Kiva die Erinnerungen und zog dem Mann die letzten Kleidungsstücke aus, bis er nur noch in Unterwäsche vor ihr lag. Seine Nacktheit störte Kiva nicht. Sie war es gewohnt, den menschlichen Körper mit dem nüchternen Blick einer Heilerin zu betrachten. Ohne Umschweife widmete sie sich seinen Verletzungen. Irgendein winziger Teil ihres Bewusstseins mochte die ausgeprägte Muskulatur des Manns und den warmen Honigton seiner Haut registrieren, der unter all dem Blut, das sie abwusch, zum Vorschein kam. Doch anstatt sich zu fragen, was für ein Leben er wohl geführt hatte, um so gesund auszusehen – und trotzdem in Zalindov zu landen –, machte sie sich Sorgen darüber, was all das für seine Zukunft hier bedeuten würde. Jemand, der einen derart kräftigen Eindruck machte, lief stets Gefahr, die härteste Arbeit zugeteilt zu bekommen.

Vielleicht wäre es besser, wenn er gar nicht erst wieder aufwachte.

Kiva rief sich im Stillen zur Ordnung und machte sich mit verstärktem Eifer daran, den Mann vor ihr zu säubern. Wie immer vergaß sie dabei nicht eine Sekunde lang den Aufseher an der Tür. Im Moment war es der Metzger, der jede ihrer Bewegungen verfolgte, nachdem er kurz zuvor beim Schichtwechsel den Knochenbrecher abgelöst hatte. Natürlich waren das nicht die echten Namen der beiden, aber Kivas Mitgefangene hatten sie nicht ohne Grund so getauft. Der Metzger war selten außerhalb des Purgatoriums anzutreffen, des Strafrakts ganz im Nordosten des Gefängnisgeländes. Bereits der Name verriet, was all jene erwartete, die dorthin geschickt wurden. Nur wenige von ihnen kehrten lebendig wieder zurück. Der Knochenbrecher dagegen patrouillierte häufig mit seiner Armbrust auf der Mauer oder überwachte von einem der Türme aus das Areal. Er mochte zunächst keinen ganz so Furcht einflößenden Eindruck erwecken wie der Metzger, war jedoch für seine Neigung bekannt, den Insassen nach Lust und Laune die Knochen zu brechen, weswegen Kiva ihm möglichst aus dem Weg ging.

Dass diese brutalen Wärter für den Dienst in der Krankenstation eingeteilt wurden, kam recht selten vor. Derzeit verhielten sich die Gefangenen allerdings unruhiger als sonst. Die letzten Frostnächte hatten einen Teil der Ernte zerstört, sodass die Essensrationen für alle verkleinert worden waren. Und wenn die Feldarbeiter ihr tägliches Soll nicht erfüllten – was sie schon seit Wochen nicht mehr taten –, bekamen alle Häftlinge die Folgen zu spüren. Sowohl in Form von Hunger als auch durch die zunehmende Gewaltbereitschaft der Wärter.

Jede Jahreszeit hier war grausam, aber der Winter ganz besonders. Das hatten zehn Jahre in Zalindov sie gelehrt. Kiva ahnte bereits, dass die beiden Toten hinter ihr nicht die einzigen bleiben würden, die diese Woche in der Leichenhalle landeten. Und sicher würden ihnen bis zum Ende des Winters noch etliche weitere folgen.

Nachdem Kiva ihrem Patienten die letzten Blutspuren von der Brust gewischt hatte, widmete sie sich der beeindruckenden Ansammlung von Blutergüssen an seinem Bauch. Die Haut dort schimmerte in den verschiedensten Blau- und Grüntönen, was darauf schließen ließ, dass er mehr als nur einmal auf seiner Reise Prügel erhalten hatte. Vorsichtig tastete sie seinen Rumpf ab und kam zu dem Schluss, dass er zumindest keine inneren Verletzungen davongetragen hatte. Ein paar der tieferen Wunden würde sie versorgen müssen. Diese konnten aber kaum für all das Blut verantwortlich sein, das an seinem Körper klebte. Erleichtert stellte sie fest, dass das meiste davon offenbar von seinen verstorbenen Kameraden stammte. Vielleicht hatte er ja – vergeblich – versucht, deren Blutfluss zu stillen, um sie zu retten.

Oder ... er hatte sie selbst getötet.

Nicht jeder, der nach Zalindov geschickt wurde, war unschuldig.

Bei Weitem nicht.

Bemüht, das leichte Zittern ihrer Finger zu unterdrücken, richtete Kiva ihre Aufmerksamkeit nun auf das Gesicht des Manns. Nachdem sie seine lebenswichtigen Organe überprüft hatte, musste sie als Nächstes die dicke Schicht aus Blut und Schmutz abwaschen, die noch immer seine Züge verbarg.

Früher hatte sie mit ihrer Untersuchung stets am Kopf begonnen, doch inzwischen wusste sie aus Erfahrung, dass sie bei Gehirnschäden ohnehin nicht viel ausrichten konnte. Also war sie dazu übergegangen, zunächst alles andere zusammenzuflicken, in der Hoffnung, dass der Patient bei klarem Verstand wäre, wenn er denn aufwachte.

Kivas Blick schweifte vom schmutzigen Gesicht des Manns zum ebenso schmutzigen Waschwasser im Eimer. Sie biss sich auf die Lippe. Nichts widerstrebte ihr mehr, als den Metzger um Hilfe zu bitten, aber sie brauchte frisches Wasser. Nicht nur, um dem Mann Gesicht und Haare zu waschen,

sondern auch, weil seine Wunden vor dem Nähen gesäubert werden mussten.

Das Wohl der Patienten steht an erster Stelle, Mäuschen. Ihre Bedürfnisse haben immer Vorrang vor deinen eigenen.

Kiva atmete leise aus, als sie erneut die Stimme ihres Vaters hörte. Diesmal war der Schmerz in ihrem Herzen jedoch beinahe tröstlich, als stünde ihr Vater neben ihr und flüsterte ihr seine Worte direkt ins Ohr.

Es war eindeutig, was ihr Vater an ihrer Stelle getan hätte. Daher griff sie nach dem Eimer und wandte sich zur Tür. Die blassen Augen des Metzgers bohrten sich in ihre und auf seinem geröteten Gesicht breitete sich eine grimmige Vorfreude aus.

»Ich muss –« Sie wurde unterbrochen, ehe sie den Satz beenden konnte.

»Sie werden im Purgatorium gebraucht«, sagte die Wärterin mit den Bernsteinaugen, die plötzlich hinter dem Metzger aufgetaucht war. »Ich übernehme so lange hier.«

Ohne ein Wort, aber dafür mit einem bedauernden Blick, der Kiva einen Schauer über den Rücken jagte, stapfte der Metzger davon. Seine Stiefel knirschten draußen über den Kies.

Kiva wünschte, das Wasser in ihrem Eimer wäre sauber genug, um damit das Gefühl abwaschen zu können, das sein Gesichtsausdruck in ihr hinterlassen hatte. Sie strich sich eine Haarsträhne hinters Ohr, um ihr Unbehagen zu überspielen, und sah die Wärterin an.

»Ich muss frisches Wasser holen«, vervollständigte sie ihren Satz von eben, weniger ängstlich als dem Metzger gegenüber, dennoch weiterhin leise und unterwürfig.

»Wo ist der Junge?«, fragte die Frau. Als Kiva sie verständnislos anschaute, präzisierte sie: »Der stotternde Rotschopf, der dir sonst immer bei alldem«, sie machte mit ihrer behandschuhten Hand eine Geste, die den ganzen Raum einschloss, »hilft.«

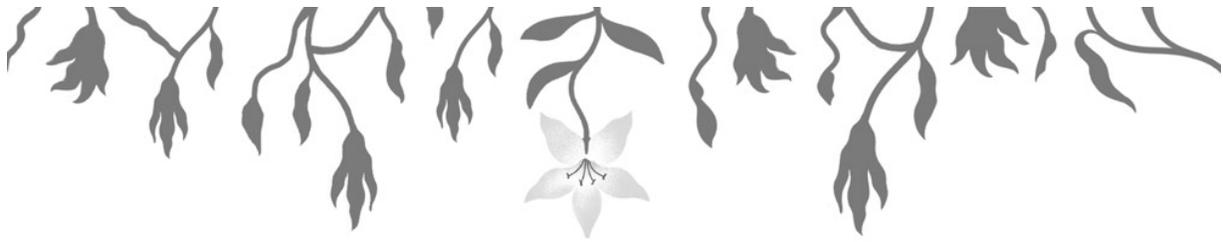
»Tipp?«, entgegnete Kiva. »Den haben sie über den Winter in die Küche versetzt. Da gibt es für ihn mehr zu tun.«

In Wahrheit hätte Kiva sich nach dem Tunnelfiebersausbruch sehr wohl über Tipps Hilfe gefreut. Zumal sich die zwei Häftlinge, die ihr an seiner statt zugeteilt worden waren, aus Furcht vor Ansteckung kaum in die Nähe der Patienten wagten. Deshalb musste Kiva die unzähligen Bewohner Zalindovs mehr oder weniger allein versorgen. Selbst im Winter, wenn nur wenige Neulinge eintrafen, war das eine Herausforderung. Sobald der Frühling kam, würde sie obendrein einem Häftling nach dem anderen das »Z« in die Hand ritzen müssen. Aber wenigstens würde bis dahin Tipp auf die Krankenstation zurückgekehrt sein, auch wenn er ihr lediglich mit Kleinigkeiten aushelfen konnte, etwa beim Bettenbeziehen und dabei, alles so sauber zu halten, wie es in dieser schmutzstarrenden Umgebung eben möglich war.

Die Wärterin schien kurz über Kivas Anliegen nachzudenken, während ihr Blick vom blutverschmierten Gesicht des übel zugerichteten Überlebenden über die beiden Toten und schließlich zu dem trüben Wasser im Eimer wanderte.

»Warte hier«, sagte sie schließlich.

Und dann war sie weg.



KAPITEL DREI

Kiva wagte es nicht, sich vom Fleck zu rühren, bis die Wärterin nach ein paar Minuten zurückkam und einen Jungen vor sich her in die Krankenstation scheuchte. Als er Kiva anschaute, erhellte ein breites Zahnlückenlächeln sein sommersprossiges Gesicht.

Mit seinem leuchtend roten Haar und den großen blauen Augen erinnerte Tipp an eine brennende Kerze. Und die Ähnlichkeit war nicht nur rein äußerlich – er loderte geradezu vor Energie und Zuversicht. Obwohl er erst elf Jahre alt war, schien er sich durch nichts aus der Ruhe bringen zu lassen. Trotz all des Spotts und Frusts, den er täglich erfuhr, verbreitete Tipp sein Licht, wohin er auch ging. Er hatte für jeden Patienten ein freundliches Wort und eine tröstende Berührung übrig. Selbst den Wärtern gegenüber war er liebenswürdig, egal wie grob und ungeduldig sie mit ihm umsprangen.

Jemandem wie ihm war Kiva noch nie begegnet, schon gar nicht an einem Ort wie Zalindov.

»K-K-Kiva!«, begrüßte Tipp sie und machte Anstalten, sie zu umarmen, als hätten sie sich jahrelang nicht gesehen, nicht bloß wenige Tage. Beim Anblick ihrer Miene zügelte er sich aber. »Dir g-geht's gut! Als Naari mich g-geholt hat, hab ich mir schon furchtb-b-b-« Er verzog das Gesicht und entschied sich für ein anderes Wort. »Hab ich mir schreckliche S-Sorgen gemacht.«

Kiva sah die Wärterin an. Dabei hätte es sie kaum wundern sollen, dass Tipp ihren Namen kannte, so offen und freundlich, wie er nun einmal war. Naari. Wenigstens musste Kiva sie in Gedanken jetzt nicht mehr als »die Frau mit den Bernsteinaugen« bezeichnen.

»Die Heilerin braucht Hilfe«, erklärte Naari gelangweilt. »Geh und hol sauberes Wasser.«

»Wird gemacht!«, erwiderte Tipp fröhlich und bückte sich gewohnt tollpatschig nach dem Eimer. Kiva rechnete fast damit, dass das blutige Schmutzwasser sich jede Sekunde über den Boden der Krankenstation ergießen würde. Doch bevor sie Tipp zur Vorsicht ermahnen konnte, war der Junge schon aus der Tür.

Angespanntes Schweigen breitete sich aus, bis Kiva sich schließlich räusperte. »Danke. Dafür, dass Sie Tipp geholt haben«, murmelte sie.

Die Wärterin – Naari – nickte kurz.

»Und ... auch für neulich Nacht«, fügte Kiva leise hinzu. Sie weigerte sich, auf die Brandwunden an ihrem Arm hinunterzusehen, weigerte sich, die Erinnerung daran aufzufrischen, wie ein paar Wärter sich einen Spaß daraus gemacht hatten, sie zu quälen.

Es war nicht das erste Mal gewesen.

Und auch nicht das schlimmste.

Trotzdem war sie Naari dankbar für ihr Eingreifen.

Naari nickte erneut, so knapp, dass Kiva das Thema wohlweislich fallen ließ. Eines jedoch war seltsam. Seit Kiva den Namen der Wärterin kannte, fühlte sie sich weniger nervös, weniger ... eingeschüchtert.

Vorsicht, Mäuschen.

Aber dass sie aufpassen musste, wusste Kiva auch ohne die Warnung ihres Vaters. Naari hatte die Macht, über Leben und Tod zu entscheiden – Kivas Leben und Tod. Sie war eine Aufseherin Zalindovs, eine Mensch gewordene Waffe, das personifizierte Verderben.